

2 Das Dynamische Selbst

Ziel dieses Kapitels ist die Darstellung der für die vorliegende Fragestellung relevanten Ausschnitte der Selbstforschung, sowie der zugehörigen Methoden. Zunächst wird beschrieben, wie das Selbst definiert ist und auf welche Weise Aspekte des Selbst zum Gegenstand des Arbeitsselbst werden. Danach werden die beiden unterschiedlichen Konstruktionen des Selbst vorgestellt und ihre Auswirkungen auf Kognition, Motivation und Emotion zusammengefasst. Abschließend wird mit dem Semantisch-Prozeduralen Interface (SPI) Modell (Hannover & Kühnen, 2002) postuliert, dass mit der Art der Selbstkonstruktion jeweils ein spezifischer Informationsverarbeitungsstil assoziiert ist.

2.1 Selbst, Arbeitsselbst und Aktivierungsquellen

Zunächst ist das Selbst die Tatsache, einen physikalischen Körper zu haben. Beinahe in allen Kulturen beginnt die Erkenntnis des Selbstes mit dem Körper (Baumeister, 1999). Der Mensch ist in der Lage, sich selbst zum Gegenstand der Betrachtung zu machen. Bereits James (1890) hat zwischen dem „I“ als dem Selbst als erkennendes Subjekt und dem „Me“ als dem Selbst als Gegenstand der Betrachtung unterschieden. Das Selbst wird als eine **Gedächtnisstruktur** aufgefasst, deren Funktionsweise äquivalent ist zu derjenigen anderer Gedächtnisstrukturen, d. h., sie ist vorstellbar als ein assoziatives Netzwerk, in dem sich die Aktivierung eines Knotens über die Kanten auf angrenzende Knoten ausbreitet (spreading activation). Das Spezifische an dieser Gedächtnisstruktur ist, dass sie all jenes Wissen umfasst, das ein Individuum im Laufe seines Lebens über die eigene Person speichert (vgl. Hannover, 1997a; Linville & Carlston, 1994; Markus, 1977).

Genauer lässt sich das Selbst als multiple Gedächtnisstruktur auffassen, die aus vielen Teilselbstkonzepten besteht (Hannover, 1997a). In einer konkreten Situation ist jeweils immer nur ein Teil des verfügbaren Selbstwissens zugänglich, nämlich dasjenige, das entweder kürzlich aktiviert wurde ("recent contextual priming"; z.B. Higgins, 1990), oder aber dasjenige, was in der Vergangenheit bereits häufig aktiviert wurde ("frequent contextual priming"; z.B. Higgins, 1990). Letzteres, nämlich dasjenige Selbstwissen, das in der Vergangenheit sehr häufig verwendet wurde (frequent contextual priming), wird auch als **chronisches Selbstwissen** bezeichnet.

Das situational zugängliche Selbstwissen, das typischerweise aus chronischen und situationalen Anteilen besteht, wird auch als **Arbeitsselfst** bezeichnet (Cantor, Markus, Niedenthal & Nurius, 1986; Hannover, 1997a).

Hannover (1997b) demonstrierte in einer eindrucksvollen Studie die experimentelle Aktivierung von Selbstwissen und die anschließende leichtere Verfügbarkeit dieser Wissensinhalte. Eine Gruppe von Schülern¹ wurde drei Experimentalgruppen zugewiesen. In einer Gruppe sollten die Schüler Nägel in einen Balken einschlagen (typisch maskuline Tätigkeit), in einer zweiten wurde das Wickeln von Babys anhand von Puppen geübt (typisch feminine Tätigkeit) und eine dritte Gruppe fungierte als Kontrollgruppe (neutrale Bedingung) ohne eine vorbereitende Aufgabe. Es wurde vermutet, dass mit der jeweiligen Tätigkeit geschlechtsspezifisches Selbstwissen aktiviert wird, dass somit temporär Gegenstand des Arbeitsselfst und entsprechend leichter verfügbar ist. Dies konnte in einem nachfolgenden Test bestätigt werden. Die Schüler sollten eine Reihe von Eigenschaften, die ihnen einzeln per Computer dargeboten wurden, so schnell wie möglich daraufhin einschätzen, ob sie diese für selbstbeschreibend halten. Es zeigte sich erwartungsgemäß, dass die Schüler, die vorher Nägel eingeschlagen hatten, maskuline Eigenschaften schneller und zutreffender beurteilten als feminine Eigenschaften, während sich dieses Muster für die Gruppe, die Puppen wickelte, umkehrte.

Die im Arbeitsselfst aktivierten und damit hoch zugänglichen Wissens Elemente des Selbst beeinflussen unsere Informationsverarbeitung maßgeblich und steuern unser Handeln. Interindividuelle Unterschiede im Verhalten und Erleben einer Person sollten sich daher auch über Unterschiede im Selbst bzw. im Arbeitsselfst erklären lassen. Eine fundamentale Unterscheidung liegt darin, wie Personen ihr Selbst konstruieren.

2.2 Selbstkonstruktion

Das Selbst wurde in den Anfängen der Selbstforschung als eine unabhängige Einheit aufgefasst, die separat und verschieden von anderen Personen ist. In den letzten

¹ Um die Lesbarkeit des Textes zu erhöhen, wird hier die männliche Geschlechtsform verwendet, wenn beide Geschlechter gemeint sind. Die Verwendung der weiblichen Geschlechtsform im empirischen Teil meint dagegen tatsächlich nur Frauen.

Jahren gibt es aber zunehmende Evidenz dafür, dass die Konstruktion des Selbst sich auf soziale Informationen stützt, wie z. B. die Beziehung zu anderen Personen oder die Mitgliedschaft in sozialen Gruppen (Brewer & Gardner, 1996; Markus & Kitayama, 1991). Individuen beschreiben sich dabei über ihre Beziehung zu anderen Personen oder den Gruppenzugehörigkeiten, also dem sozialen Selbst (Brewer & Gardner, 1996). „Self-construal is conceptualized here as a constellation of thoughts, feelings, and actions concerning one’s relationship to others, and the self as distinct from others“ (Singelis, 1994, S. 581). Das Ausmaß, in dem diese sozialen Informationen Teil des Selbst sind, ist inter- und intraindividuell unterschiedlich. Diese andere Sichtweise des Selbst und seiner Konstruktion wurde durch die kulturvergleichende Forschung initiiert. Im folgenden Abschnitt werden daher zunächst diese Kulturunterschiede referiert. Analog zu den Kulturunterschieden wurden individuelle Unterschiede in der Art der Selbstkonstruktion gefunden, anhand derer sich Menschen auch innerhalb von Kulturen unterscheiden. Diese werden im zweiten Abschnitt dargestellt. Schließlich zeigt die jüngste Forschung Evidenz dafür, dass das Ausmaß, in dem sich Menschen bei der Konstruktion ihres Selbst auf ihren sozialen Kontext beziehen, auch von der Situation abhängig ist. Dieser Ansatz wird im dritten Abschnitt beschrieben.

2.2.1 Selbstkonstruktion und Kultur

Der Mensch ist im Laufe seiner Sozialisation individuell verschiedenen Anforderungen ausgesetzt. Aus dem zugehörigen Selbstwissen, das in der Auseinandersetzung mit diesen Anforderungen erworben wird, wird das Selbst geformt. Die individuellen Anforderungen variieren in Abhängigkeit von der Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen. Einer der stärksten Einflussfaktoren, denen ein Mensch ausgesetzt ist, ist der der Zugehörigkeit zu einer Kultur. Die Mitglieder von Kulturen teilen Einstellungen, Normen und Werte, sog. kulturelle Schemata, die das Individuum in den jeweiligen Kulturen von frühester Kindheit an in einem lebenslangen Prozess prägen. Kulturspezifische Normen können als Zeichen für die Anpassung an jeweils spezifische Umwelten verstanden werden (Berry, 1979). In einer der prominentesten kulturvergleichenden Studien hat Hofstede (1980) vorgeschlagen, zwischen sog. **individualistischen** und **kollektivistischen** Kulturen zu differenzieren. Für individualistische Kulturen stehen beispielhaft Nordamerika oder Westeuropa, während kollektivistische Kulturen in Osteuropa oder Asien zu finden

sind. Kennzeichnend für individualistische Kulturen ist das Streben nach Unabhängigkeit und die Betonung von internen Fähigkeiten und Eigenschaften der Individuen. Dagegen steht bei kollektivistischen Kulturen im Vordergrund, sich zu anderen zugehörig zu fühlen und eigene Wünsche und Ziele zurückzustellen und stattdessen diejenigen von Freunden und Gruppenmitgliedern mitzuverfolgen.

Greenfield, Keller, Fuligni & Maynard (2003) zeigen Evidenz dafür auf, dass Kinder, die in verschiedenen Kulturen aufwachsen, zwar vergleichbare Entwicklungsaufgaben in entsprechender Abfolge zu lösen haben, dass jedoch die Rahmenbedingungen, unter denen dies jeweils geschieht, recht unterschiedlich sind. Die kulturspezifischen Entwicklungspfade sind geprägt von den in diesen Kulturen vorherrschenden Entwicklungs-Ethnotheorien, d. h. impliziten Systemen von Überzeugungen und Ideen, die die Natur eines idealen Kindes betreffen und die Sozialisationspraktiken, um diese Erziehungsziele jeweils zu erreichen. Greenfield et al. (2003) tragen eine Reihe von Befunden zusammen, die die verschiedenen Pfade dokumentieren. So unterscheiden sich individualistische Kulturen von kollektivistischen z.B. darin, dass Kinder bereits frühestmöglich von der Mutter getrennt schlafen bzw. nicht dauernd am Körper getragen werden. In der Adoleszenz ergeben sich z.B. systematische Unterschiede dahingehend, dass Jugendliche aus individualistischen Kulturen früher autonomes Verhalten zeigen und auch früher zu Parties gehen, die von beiden Geschlechtern besucht werden; dass sie früher mit Freunden ausgehen, mehr mit Freunden unternehmen als mit der Familie und auch eher bei Freunden übernachten als dies Jugendliche aus kollektivistischen Kulturen tun. Kinder und Jugendliche, die in einer individualistischen Kultur aufwachsen, zeigen somit jeweils früher selbständiges und unabhängiges Verhalten von ihren primären sozialen Bezugspersonen.

Als Ergebnis dieser Unterschiede zwischen beiden Kulturtypen sind Mitglieder kollektivistischer Kulturen stärker von anderen Personen, d.h. vom sozialen Kontext, in dem sie leben, abhängig als dies für Mitglieder individualistischer Kulturen gilt. Die beschriebene Verbundenheit von Personen aus kollektivistischen Kulturen beschränkt sich jedoch auf Mitglieder von ingroups. Wie Triandis (1995) beschreibt, verändern Mitglieder kollektivistischer Kulturen ihr Verhalten in Abhängigkeit davon, ob sie mit Ingroup- oder mit Outgroup-Personen interagieren. Genauer orientieren sie sich stärker an Ingroupmitgliedern und differenzieren stärker zwischen **Ingroup**

und Outgroup. So ist empirisch belegt worden, daß Mitglieder kollektivistischer Kulturen im Vergleich zu Personen, die in individualistischen Kulturen sozialisiert worden sind, (a) loyaler gegenüber ihrer Ingroup sind, (b) persönliche Ziele stärker Zielen der Ingroup unterordnen, (c) die Handlungen anderer Ingroupmitglieder für wichtiger erachten und deren Meinungen stärker akzeptieren, (d) ihre Ingroup als homogener wahrnehmen als Outgroups, und (e) gegenüber Ingroupmitgliedern intimeres und abhängigeres Verhalten sowie gegenüber Outgroupmitgliedern distanzierteres und dominierenderes Verhalten zeigen (Diener, Diener & Diener, 1995; Kim, Triandis, Kagitcibasi, Choi & Yoon, 1994; Triandis, 1996; für einen Überblick vgl. Triandis & Gelfand, 1998).

Triandis (1989) unterschied drei Aspekte des Selbst. Das **private Selbst** (*private self*) enthält Kognitionen über Eigenschaften, Zustände oder Verhalten der eigenen Person. Das **öffentliche Selbst** (*public self*) beinhaltet die generalisierten Ansichten anderer über das Selbst. Gegenstand des **kollektiven Selbst** (*collective self*) sind Informationen über das Selbst in der Gemeinschaft mit anderen. Die verschiedenen eine Kultur prägenden Faktoren führen nach Triandis (1989) dazu, dass sich diese drei Aspekte kulturabhängig relativ zueinander unterschiedlich entwickeln. So beschreiben sich Mitglieder kollektivistischer Kulturen relativ zu Mitgliedern individualistischer Kulturen stärker durch ihre Zugehörigkeiten zu anderen Personen, denen sie in konkreten sozialen Kontexten begegnen (z.B. "ich bin Mitglied des Fußballvereins", "ich bin der Bruder von Marion"). Dieses Selbstwissen soll im Folgenden als **soziales Selbstwissen** bezeichnet werden. Menschen individualistischer Kulturen definieren ihr Selbst hingegen stärker durch über Kontexte hinweg gültige abstrakte Eigenschaften, die sie unabhängig von anderen auszeichnen (z.B. "ich bin sportlich"). Dieses Selbstwissen soll im Folgenden als **autonomes Selbstwissen** bezeichnet werden (für einen Überblick vgl. Markus & Kitayama, 1991, Triandis, 1989; 1995).

Entsprechende kulturbedingte Unterschiede lassen sich bereits im frühen Kindesalter finden. Han, Leichtman & Wang (1998) analysierten Alltagsberichte von 4-6-jährigen amerikanischen und chinesischen Kindern. Die amerikanischen Kinder berichteten ca. dreimal so viele selbstbezogene Ereignisse, sprachen ausführlicher über Dinge aus persönlichen Lebensbereichen und berichteten doppelt so häufig über innere Zustände (Gefühle und Vorlieben) als chinesische Kinder.

In ihrem einflussreichen Artikel machen Markus & Kitayama (1991) die unterschiedlichen Sozialisationsbedingungen dafür verantwortlich, dass sich zwei verschiedene Typen von Selbstkonstruktionen herausbilden. Durch die häufige Aktivierung von entweder sozialem oder autonomem Selbstwissen bilden sich chronische Unterschiede im Selbst heraus. Während in individualistischen Kulturen dadurch sog. **independente Selbstkonstruktionen** dominieren, überwiegen in kollektivistischen Kulturen sog. **interdependente Selbstkonstruktionen**.

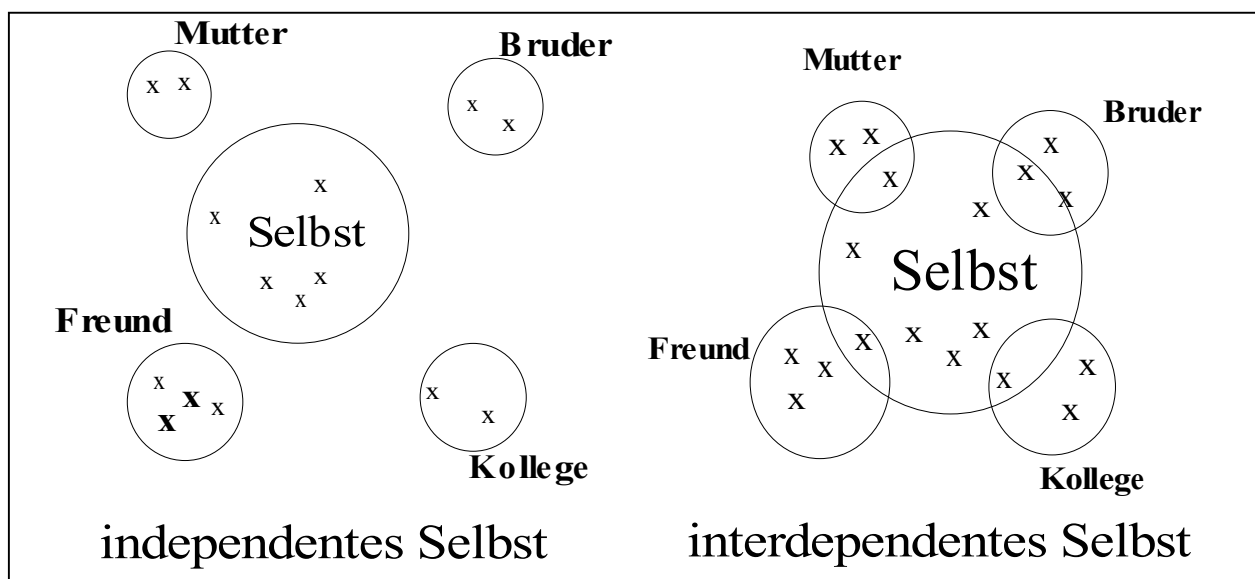


Abbildung 1: Typische Selbstkonstruktionen Angehöriger individualistischer und kollektivistischer Kulturen nach Markus & Kitayama, 1991.

Der entscheidende Unterschied zwischen beiden Selbstkonstruktionen liegt in der Rolle, die andere Personen für die Selbstbeschreibung und die Selbstbewertung spielen. In der interdependenten Selbstkonstruktion definiert sich das Selbst durch die engen Beziehungen zu anderen, mit denen es in spezifischen Kontexten zu tun hat. Diese engen Beziehungen werden auch durch einen geringeren räumlichen Abstand bzw. eine Überschneidung zwischen dem Selbst und den nahestehenden Personen abgebildet (s. Abbildung 1, rechte Seite). Die Zugehörigkeit zu Personen und Gruppen, die als ingroup kategorisiert werden, und das harmonische Miteinander darin sind die vorrangigen Ziele. Dagegen stellen andere Personen in der independenten Selbstkonstruktion eher eine Quelle für Selbstbewertungen dar, indem sie als Vergleichsstandards dienen. Hier besteht das Ziel darin, einzigartig zu sein und die eigene Persönlichkeit in Abgrenzung zu anderen auszudrücken. Diese

Abgrenzung wird in Abbildung 1 (linke Seite) durch größere Abstände zwischen dem Selbst und den Angehörigen dargestellt.

Kennzeichnend für independente Selbstkonstruktionen ist weiterhin, dass sie stärker auf eigenen Gedanken, Gefühlen und Handlungen (autonomes Selbstwissen) basieren, während sich interdependente Selbstkonstruktionen stärker auf die Zugehörigkeit zu konkreten sozialen Kontexten, wie z.B. Rolle, Status und Beziehungen (soziales Selbstwissen) beziehen. Ein Beleg für diese Annahmen stellt z.B. die Untersuchung von Trafimow, Triandis & Goto (1991) dar. Sie ließen chinesische und amerikanische Versuchsteilnehmer den **20-statement-Test** (Kuhn & McPartland, 1954) ausfüllen, bei dem 20 Sätze vervollständigt werden müssen, die mit „Ich bin...“ beginnen. Es konnte gezeigt werden, dass die Ergänzungen der chinesischen Versuchsteilnehmer (als Repräsentanten einer kollektivistischen Kultur) häufiger auf Zugehörigkeiten zu konkreten sozialen Kontexten (z.B. ich bin Mitglied im Volleyballverein) oder eigene demographische Merkmale bezogen waren und weniger Aussagen über kontextunabhängige persönliche Eigenschaften, Einstellungen oder Fähigkeiten (z.B. ich bin ehrgeizig) enthielten als die von den Amerikanern (als Repräsentanten einer individualistischen Kultur) vorgenommenen Satzergänzungen. Dieser Befund konnte beim Vergleich von Mitgliedern unterschiedlichster individualistischer bzw. kollektivistischer Kulturen repliziert werden: "The percentage of the collective responses varies from 0 to 100, with sample means in Asian cultures in the 20 to 52% range and in European and North American samples between 15 and 19%. ...sample means of private-self responses... are commonly in the 81 to 85% range" (Triandis, 1989, S. 508; für eine kritische Sichtweise siehe aber auch Oyserman, Coon & Kemmelmeier, 2002).

Solche interindividuellen Unterschiede können u.a. auch mit der **Self-Construal-Scale** von Singelis (1994) sichtbar gemacht werden. Die zunächst für eine amerikanische Population entwickelte Skala, die mittlerweile auch in verschiedenen anderen Sprachen angewendet wird, bildet theoretisch postulierte Unterschiede in den Selbstkonstruktion zwischen kulturverschiedenen Gruppen ab (vgl. Singelis, 1994; Roeder, 2000; Kühnen et. al, 2001). Anhand von je 12 Items wird die individuelle Bedeutsamkeit von Interdependenz (z.B. *"I will sacrifice my self-interest for the benefit of the group I am in"*) und Independenz (z.B. *"I am comfortable with being singled out for praise or rewards"*) erfasst (für einen Überblick über weitere

Skalen siehe Cross et al., 2000; Roeder & Hannover, 2002). Die Abbildung theoretisch postulierter Unterschiede zwischen Kulturen anhand der Self-Construal-Scale weist eine Vergleichsstudie zwischen Malaysiern, Russen und Deutschen nach (Roeder, 2000). Die Selbstkonstruktion der befragten Personen ist um so stärker independent und um so weniger interdependent, je individualistischer die jeweilige Kultur ist. Die malaysischen Versuchsteilnehmer beschreiben sich als deutlich interdependent und weniger independent als die deutschen Versuchsteilnehmer. Die russische Stichprobe wurde im Süden von Russland, in Rostow am Don erhoben. Dort ist ein westlicher Einfluss spürbar, der sich offensichtlich in den Selbstbeschreibungen der Menschen niederschlägt. Die Werte dieser Teilstichprobe liegen zwischen den beiden Extremgruppen Malaysia und Deutschland.

Mit den kulturellen Unterschieden hinsichtlich der Selbstkonstruktionen gehen auch verschiedene Sets von **Zielen** einher (Hannover, Pöhlmann, Springer & Roeder, submitted). Angehörige von independenten Kulturen sind vorrangig darauf bedacht, Autonomie zu bewahren und ihre persönlichen Werte, Einstellungen und Überzeugungen zum Ausdruck zu bringen. Im Gegensatz dazu bestehen die prinzipiellen Ziele von Angehörigen interdependenten Kulturen darin, sich zu anderen Menschen zugehörig zu fühlen und mit ihnen eine harmonische Beziehung aufrecht zu erhalten. Die durch die Kultur unterschiedlich geformten Selbstkonstruktionen können als adaptiver Mechanismus angesehen werden, der dem Individuum dazu verhilft, sich in seiner sozialen Umgebung zurechtzufinden (Kitayama & Markus, 1994; Kroeber & Kluckhohn, 1952; Markus & Kitayama, 1994), d. h. also die kulturspezifischen Ziele zu erreichen.

Zusammengefasst wurde in diesem Abschnitt beschrieben, wie sich unterschiedliche kulturelle Anforderungen auf die Herausbildung des Selbst auswirken.

Die für individualistische Kulturen typische independente Selbstkonstruktion ist davon geprägt, dass sie vorwiegend autonomes Selbstwissen beinhaltet und sich das Individuum stärker als unabhängig von Personen des sozialen Kontexts sieht. Dementsprechend sieht das Individuum das Selbst als stabil und die soziale Umgebung eher als veränderlich an.

Demgegenüber beinhaltet die für kollektivistische Kulturen typische interdependente Selbstkonstruktion vorwiegend soziales Selbstwissen. Das Individuum sieht sich hier als stärker verbunden mit ingroup-Personen, die eine stabile soziale Umgebung für

sie darstellen, und an die es sich anpassen muss. Dementsprechend ist seine Persönlichkeit flexibel und seine Persönlichkeitseigenschaften weniger klar.

2.2.2 Selbstkonstruktion innerhalb einer Kultur

Über die Unterschiede zwischen Kulturen hinaus lassen sich auch Unterschiede hinsichtlich der Selbstkonstruktion zwischen Angehörigen derselben Kultur finden. Individuelle Sozialisationsbedingungen haben offensichtlich Einfluss auf die Art des chronisch verfügbaren Selbstwissens.

Als eine einflussreiche Sozialisationsbedingung wird das Geschlecht und die damit verbundenen unterschiedlichen Erwartungen an das Verhalten der Individuen gesehen. So konnten Cross & Madson (1997) anhand von mehreren Studien belegen, dass Männer, von denen in westlichen Kulturen erwartet wird, dass sie unabhängig und autonom sind, eine eher independente Selbstkonstruktion ausbilden. Frauen hingegen, von denen eine stärkere Verbundenheit zu anderen erwartet wird, entwickeln eine eher interdependente Selbstkonstruktion. Diese Geschlechtsunterschiede konnten jedoch so nicht durchgängig bestätigt werden (z.B. Gabriel & Gardner, 1999; Li, 2002). Vielmehr zeigt die jüngere Forschung ein sehr viel differenziertes Bild. Frauen fokussieren stärker auf intime und kooperative Beziehungen zu wenigen anderen Personen und verhalten sich so, dass diese Beziehungen aufrechterhalten werden. Dagegen ist für Männer eher Macht und Status wichtig und Beziehungen zu einer größeren Zahl von Personen. Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern scheinen also weniger darin zu bestehen, dass Männer keine Beziehungen zu anderen Personen eingehen, sondern vielmehr in der Art dieser Beziehungen (vgl. Gabriel & Gardner, 1999).

Eine andere Erklärung für die widersprüchlichen geschlechtsspezifischen Befunde liegt darin, dass nicht das biologische Geschlecht, sondern die Geschlechtsrollenidentität (vgl. z.B. Alfermann, 1996; Bem, 1974) zu betrachten ist, die sich in Auseinandersetzung mit den geschlechtsspezifischen Normen entwickeln. Unterschiedliche geschlechtsspezifische Normen sind vermutlich auf die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern zurückzuführen (Eagly, 1987). So sind Frauen z.B. wahrscheinlicher mit der Kindererziehung betraut oder ergreifen eher einen Beruf im sozialen oder pflegenden Bereich. Mit den Geschlechtsrollen verbunden sind jeweils spezifische sozial erwünschte Eigenschaften. Während für

männliche Geschlechtsrollen eher instrumentelle Eigenschaften wünschenswert sind (z.B. aktiv, unabhängig, entschlossen), dominieren in weiblichen Geschlechtsrollen stärker expressive Eigenschaften (z.B. hilfsbereit, freundlich, einfühlsam). Die Bedingungen und Anforderungen, die zu expressiven Eigenschaften führen, sind vergleichbar mit jenen, die die Ausbildung einer interdependenten Selbstkonstruktion begünstigen. Die Entwicklungsbedingungen für instrumentelle Eigenschaften ähneln hingegen denjenigen einer independenten Selbstkonstruktion. Auf der Basis solcher Überlegungen hat Rüter (2001) erste empirische Evidenz für den Zusammenhang zwischen Geschlechtsrollenidentität und Selbstkonstruktion gefunden.

Die Art der Selbstkonstruktion ist möglicherweise auch davon abhängig, ob man sich als Angehöriger einer Minoritäts- oder Majoritätsgruppe kategorisiert.

Minoritätsangehörige (z.B. Ethnie, Religion oder sexueller Orientierung) definieren die eigene Person stärker durch ihre Zugehörigkeit zu diesen Gruppen als Mitglieder der entsprechenden Majoritätsgruppen dies tun (z.B. Brewer & Weber, 1994; McGuire & McGuire, 1988; Simon, 1992; Simon & Hamilton, 1994).

Zusammengefasst lassen sich Unterschiede in der Art der Selbstkonstruktion zwischen Angehörigen derselben Kultur finden, wenngleich noch nicht hinreichend geklärt ist, welche Sozialisationsbedingungen sich im Einzelnen darauf auswirken.

2.2.3 Selbstkonstruktion und Situation

Neuere Forschungen belegen, dass **beide Arten des Selbstwissens in einem Individuum koexistieren** und zeitweise aktiviert werden können (z.B. Bontempo, 1993; Brewer & Gardner 1996; Gardner et al., 1999; Hannover, 2000; Kühnen, Hannover, & Schubert, 2001b; Singelis, 1994; Stapel & Koomen, 2001; Triandis, Leung, Villareal & Clack, 1985). Erste Evidenz für diese Annahme erbrachte die klassische Primingstudie von Trafimow, Triandis & Goto (1991). In dieser Studie wurde autonomes Selbstwissen durch die Instruktion: „Bitte denken Sie in den nächsten 3 Minuten darüber nach, was Sie von Ihren Freunden/Familienangehörigen unterscheidet“ aktiviert, soziales Selbstwissen durch die Aufforderung: „Bitte denken Sie in den nächsten 3 Minuten darüber nach, was Sie mit Ihren Freunden/Familienangehörigen gemeinsam haben“. Im Anschluss daran wurde der 20-statement-Test (Kuhn & McPartland, 1954) durchgeführt und es zeigte sich, dass in der independenten Primingbedingung verstärkt auf persönliche Attribute

bezogenes Selbstwissen (z.B. Fähigkeiten) zur Vervollständigung der Sätze verwendet wurde, während das in der interdependenten Bedingung verwendete Selbstwissen eher auf die Zugehörigkeit zu konkreten sozialen Kontexten bezogen war.

Die Tatsache, dass beide Selbstwissenarten durch ein Priming (vgl. Bargh & Chartrand, 2000) temporär aktiviert werden können, ermöglichte einen experimentellen Forschungszugang, der eine Untersuchung der Auswirkungen des Selbstwissens auf Denken, Fühlen und Handeln zulässt, ohne Konfundierung durch Kultur- oder Sozialisations-Einflüsse.

Zusammengefasst ist die Zugänglichkeit von independentem bzw. interdependentem Selbstwissen situational unterschiedlich. In Abhängigkeit von aktuellen Anforderungen bzw. unmittelbar vorausgegangenen Aktivitäten kann sich dieselbe Person in der einen Situation als eher independent beschreiben, während sie sich in einer anderen Situation eher als interdependent sehen kann.

2.3 Das SPI-Modell: Auswirkungen der Selbstkonstruktion auf Denken, Fühlen und Verhalten

Die Auswirkungen auf Kognition, Emotion und Motivation einer Person aufgrund der Art der Selbstkonstruktion sind vielfältig (für einen Überblick siehe Cross et al., 2000; Markus & Kitayama, 1991, 1998). So konnte z.B. gezeigt werden, dass Personen mit independenter Selbstkonstruktion stärkere Urteilsfehler machen (Bias) (z.B. Choi & Nisbett, 1998; Endo, Heine & Lehman, 2000), feldunabhängiger wahrnehmen (Kühnen, Hannover & Schubert, 2001) und schwächere Tendenzen zur Selbstkritik haben (z.B. Heine, Kitayama, Lehman, Takata, Ide, Leung & Matsumoto, 2001) als Personen mit interdependentem Selbst.

Für solche Unterschiede macht das **Semantisch Prozedurale Interface-Modell des Selbst** (Hannover, 2000; Hannover & Kühnen, 2002; Kühnen et al., 2001b) (s. Abbildung 2) zwei Mechanismen verantwortlich, die miteinander verknüpft sind, nämlich einen **Semantischen Mechanismus** und einen **Prozeduralen Mechanismus**.

Der **semantische Mechanismus** (Abb. 2, Pfeile 1, 3, 4) besteht darin, dass Menschen neu eintreffende Information gemäß der zum gegebenen Zeitpunkt leicht zugänglichen mentalen Kategorien identifizieren, kategorisieren und interpretieren

(Bruner, 1957; für einen Überblick siehe Bargh, 1997). Entsprechend wird neue Information in dem Maße an autonome Inhalte assimiliert, wie für die Person unabhängiges Selbstwissen chronisch oder situational hoch zugänglich ist. Umgekehrt wird die Information um so stärker an soziale Inhalte assimiliert, je zugänglicher soziales Selbstwissen für die Person zu diesem Zeitpunkt ist (Hannover, 2000).

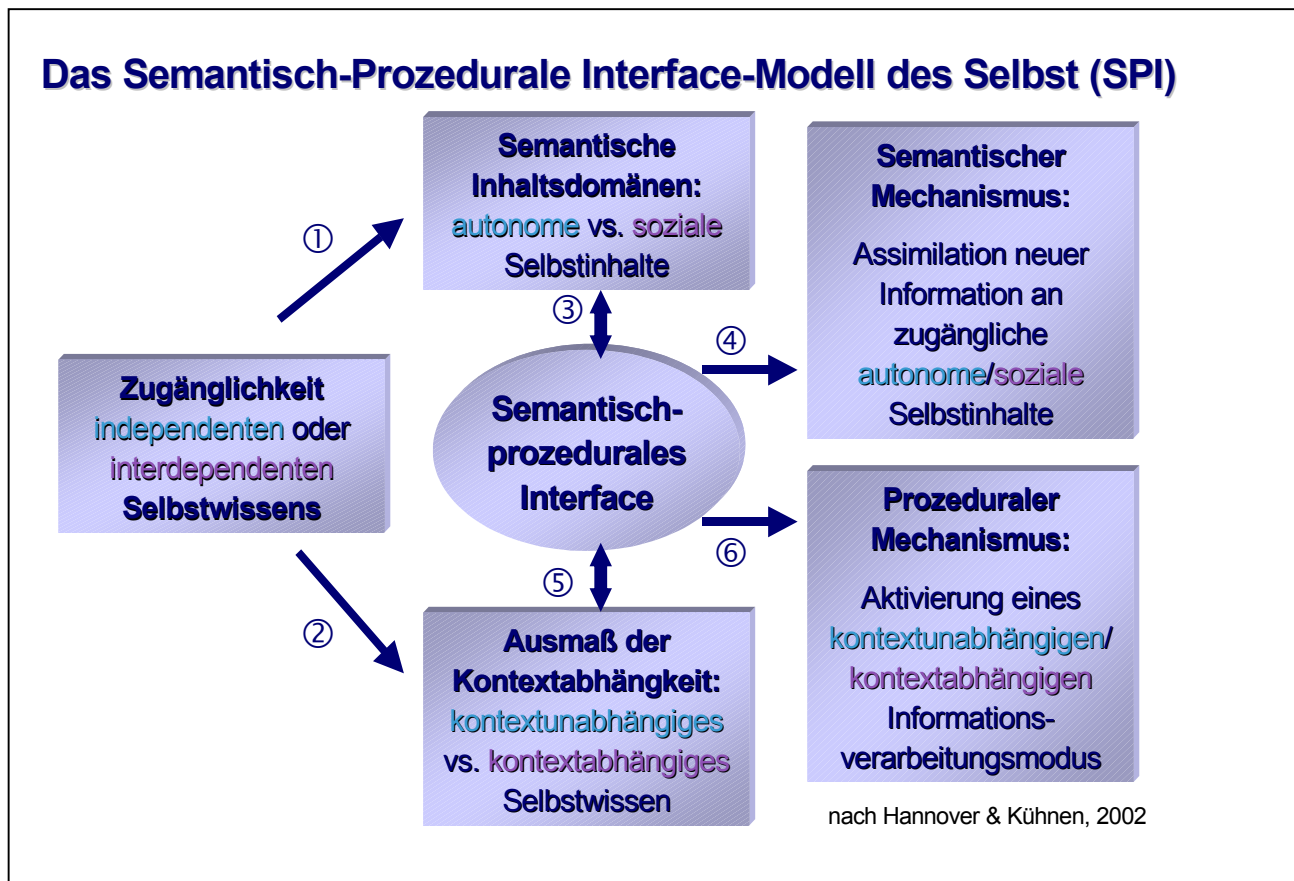


Abbildung 2: Das Semantisch Prozedurale Interface-Modell des Selbst, Hannover & Kühnen, 2002

Die Selbstkonstruktion beeinflusst somit individuelle Erfahrungen, weil die Identifikation, Kategorisierung und Interpretation neuer Information an die semantischen Inhalte des chronisch oder situational hoch zugänglichen Selbstwissens der Person angepasst werden. Nehmen wir das Beispiel einer Person, die sich darum bemüht, Mitglied einer Volleyballmannschaft zu werden und deshalb an mehreren Trainingseinheiten teilnimmt. Die erfolgreiche Aufnahme könnte eine Person mit hoch zugänglichem sozialem Selbstwissen darauf zurückführen, dass ihre gute soziale Passung in das Team dafür ausschlaggebend war. Dominieren bei der Person jedoch stärker autonome Selbstwissensinhalte, so würde die Information

über die Aufnahme in die Gruppe vielleicht eher alternativ damit erklärt werden, dass sie mit ihren sportlichen Leistungen überzeugen konnte.

Die Funktion des semantischen Mechanismus ist mittlerweile recht gut belegt. Empirische Befunde dazu stammen beispielsweise von Trafimow & Finlay (1996). Sie konnten zeigen, dass chronisch interdependente Personen ihr Verhalten stärker an den vermuteten Erwartungen des sozialen Umfeldes ausrichten, während das Verhalten von chronisch independenten Personen stärker auf eigenen Einstellungen basiert.

Das Semantisch Prozedurale Interface-Modell des Selbst nimmt nun einen zweiten Mechanismus, den **prozeduralen Mechanismus** (Abb. 2, Pfeile 2, 5, 6), an. Danach sind die unterschiedlichen Selbstkonstruktionen nicht nur damit verbunden, dass entweder independente oder aber interdependente Selbstinhalte stärker zugänglich sind, sondern darüber hinausgehend sind spezifische Informationsverarbeitungsmodi mit diesen Inhalten assoziiert. Dies lässt sich damit erklären, dass das bei einer independenten Selbstkonstruktion dominierende autonome Selbstwissen typischerweise eher kontextunabhängig repräsentiert ist (z.B. "ich bin humorvoll"), während das bei einer interdependenten Selbstkonstruktion dominierende soziale Selbstwissen stärker kontextabhängig ("ich bin gerne mit meinen Freunden zusammen") repräsentiert ist. Während daher mit der Aktivierung autonomen Selbstwissens wahrscheinlich kontextunabhängige Informationsverarbeitung ausgelöst wird, korrespondiert die Aktivierung sozialen Selbstwissens mit der Verwendung eines kontextabhängigen Informationsverarbeitungsstils.

Kontextunabhängige Informationsverarbeitung ist davon geprägt, dass neu eintreffende Informationen über das Selbst, über andere Personen oder Stimuli unabhängig vom Kontext, in dem sie erscheinen, identifiziert, kategorisiert und interpretiert werden. Demgegenüber befördern interdependente Selbstkonstruktionen eine kontextabhängige Verarbeitung, d.h., neue Informationen werden unter Einbeziehung des Kontextes verarbeitet.

Um das Zusammenspiel zwischen semantischem und prozeduralem Mechanismus zu modellieren, wird die Metapher eines Interface verwendet. Damit wird verdeutlicht, dass beide Mechanismen miteinander verbunden sind, so dass sie die Informationsverarbeitung gleichzeitig, aber auch separat beeinflussen können. Wenn die Zugänglichkeit autonomen oder sozialen Selbstwissens erhöht ist, wird der

korrespondierende Verarbeitungsmodus ebenfalls wahrscheinlicher angewendet und umgekehrt werden bei kontextabhängiger bzw. kontextunabhängiger Verarbeitung die korrespondierenden Selbstinhalte zugänglicher. Dies bedeutet, semantischer und prozeduraler Mechanismus greifen ineinander, aber die Auswirkungen der Selbstkonstruktion auf das Denken, Fühlen und Handeln der Person können durch nur einen der beiden Mechanismen nicht vollständig beschrieben werden.

Diese Annahmen prüften Hannover & Kühnen (2002) mit zwei verschiedenen Strategien. In der einen manipulierten sie **die Kontextabhängigkeit des zugänglichen Selbstwissens** experimentell und in der anderen die **Zugänglichkeit autonomen bzw. sozialen Selbstwissens**.

Ein Beispiel für die erste Forschungsstrategie ist ein Versuch (Hannover, 2000), in dem die **Kontextabhängigkeit des zugänglichen Selbstwissens** mit einer Selbstbeschreibungsaufgabe manipuliert wurde.

Die experimentelle Manipulation bestand darin, dass die Vpn die Aufgabe erhielten, sich selbst anhand von zehn Eigenschaften (z.B. Gelassenheit, Toleranz, Bescheidenheit) zu beschreiben. Während alle Vpn zwar die gleichen Eigenschaftsbegriffe vorgelegt bekamen, wurde zwischen zwei Experimentalgruppen die Art der Antwortskala manipuliert. Auf subtile Weise legten diese Antwortskalen die Verwendung unterschiedlicher Kategorien nahe. In der Bedingung, in der kontextunabhängiges Selbstwissen aktiviert werden sollte, bestand die Aufgabe der Versuchspersonen darin, diese Eigenschaften dahingehend zu beurteilen, ob sie für sie „typisch“, „untypisch“ oder „weder/noch“ zutreffend waren. Bei dieser Antwortskala entscheiden sich Versuchspersonen überwiegend für die Antwortkategorien „typisch“ oder „untypisch“ und es wird kontextunabhängiges Selbstwissen aktiviert, indem der Fokus jeweils auf die eigene Person gelenkt wird. In der anderen Bedingung, in der kontextabhängiges Selbstwissen aktiviert werden sollte, wurde erfragt, ob die Eigenschaften „immer“, „nie“ oder „von der Situation abhängig“ zutreffend seien. Hier bevorzugten Versuchspersonen überwiegend die Antwortalternative „von der Situation abhängig“, da die beiden anderen Antwortmöglichkeiten zu extreme Alternativen darstellen. Somit interpretiert die Person bei dieser Skalenvariante die eigenen Eigenschaften jeweils abhängig vom Kontext.

Diese experimentelle Primingmanipulation von kontextabhängigem bzw. kontextunabhängigem Selbstwissen sollte sich darauf auswirken, wie stark Personen den Einfluss der Situation zur Erklärung des Verhaltens anderer mit einbeziehen. Durch die Aktivierung von kontextabhängigem Selbstwissen sollte die Berücksichtigung der Situation stärker gewährleistet sein als durch die Aktivierung von kontextunabhängigem Selbstwissen.

Die systematische Unterschätzung der Situation als Einflussfaktor für Verhalten wird durch den Fundamentalen Attributionsfehler beschrieben (vgl. Ross, Amabile & Steinmetz, 1977). Angehörige individualistischer Kulturen neigen stärker als Angehörige kollektivistischer Kulturen dazu, den Fundamentalen Attributionsfehler zu begehen (Choi, Nisbett & Norenzayan, 1999). Den Fundamentalen Attributionsfehler zeigten erstmalig Ross, Amabile und Steinmetz (1977) durch den folgenden Versuch: Ihre Probanden mussten zunächst zehn Fragen aufschreiben, die schwierig, aber nicht unmöglich zu beantworten sein sollten. Danach wurden sie in Dreiergruppen zusammengefasst und bekamen die Rolle eines Quizmasters, eines Kandidaten und eines Zuschauers per Losentscheid zugewiesen. Der Quizmaster stellte nun seine Fragen dem Kandidaten, der sie zu beantworten versuchen sollte. Ross et al. hatten gefunden, dass obwohl die privilegierte Rolle des Quizmasters (es ist leichter, sich "intelligente Fragen" auszudenken als die Fragen einer anderen Person richtig zu beantworten) bzw. die benachteiligte Rolle des Kandidaten ostentativ zufällig zugewiesen worden waren, die Vpn bei einer abschließenden Befragung dem Quizmaster mehr Wissen und Gebildetheit bescheinigten als der Person, die die Rolle des Kandidaten hatte übernehmen müssen.

Die experimentelle Aktivierung kontextabhängigen Selbstwissens durch die weiter oben beschriebene Manipulation der Antwortkategorien einer Selbstbeschreibungsaufgabe, führte in dem von Hannover (2000) durchgeführten Versuch erwartungsgemäß dazu, dass der Fundamentale Attributionsfehler in dieser Experimentalgruppe nicht mehr auftrat. In der Experimentalgruppe, in der kontextunabhängiges Selbstwissen aktiviert wurde, war er jedoch nachweisbar.

Es könnte jedoch eingewendet werden, dass der Befund weniger durch die Aktivierung von entsprechendem Selbstwissen, sondern vielmehr durch die kognitive Prozedur (Kontextabhängigkeit bzw. Kontextunabhängigkeit) zustande gekommen ist. Um dieses Argument ausschließen zu können, wurde von Schubert (1999) die

Primingprozedur so abwandelt, dass eine andere Person beurteilt werden musste. In diesem Fall zeigten sich keine Unterschiede in den Attributionstendenzen der beiden experimentellen Gruppen.

Ein Beispiel für die zweite Forschungsstrategie ist eine Studie von Kühnen, Hannover und Schubert (2001a). Hier wurde anhand des weiter oben beschriebenen semantischen Primings (Trafimow et al. 1991) **autonomes bzw. soziales Selbstwissen zugänglicher** gemacht, in dem die Vpn entweder über Unterschiede oder aber Gemeinsamkeiten zu Familienangehörigen und Freunden nachdenken sollten. Im Anschluß daran wurde ein sprachfreier Leistungstest durchgeführt (Teil des Leistungsprüfsystems (LPS) von Horn, 1962), bei dem einfache Figuren in komplexe Figuren eingebettet sind und von den Versuchsteilnehmern identifiziert werden müssen (analog zum Embedded-Figures Test, Witkin, 1950). Für diese Aufgabe ist die Verwendung kontextunabhängiger Informationsverarbeitung vorteilhaft, da irrelevante Elemente leichter ausgeblendet werden können. Erwartungsgemäß zeigte sich, dass Personen, bei denen durch die Unterschieds-Aufgabe vorher autonomes Selbstwissen aktiviert wurde, in diesem Test eine höhere Leistung erzielten als diejenigen, bei denen durch die Gemeinsamkeits-Aufgabe soziales Selbstwissen aktiviert wurde.

Entsprechende Befunde zeigten sich auch in einer kulturvergleichenden Studie (vgl. Kühnen et al., 2001a), in der Angehörige von individualistischen Kulturen (Amerika, Deutschland), die eine eher independente Selbstkonstruktion aufweisen, bessere Ergebnisse in diesem Test erzielten als Angehörige kollektivistischer Kulturen (Malaysia, Russland), die eine eher interdependente Selbstkonstruktion aufweisen.

Auch bei dieser Forschungsstrategie könnte wieder eingewendet werden, dass nicht der Selbstbezug, sondern die Art und Weise der Prozedur den Effekt bewirkt hat. Daher wurde die Primingprozedur in einer weiteren Untersuchung so abgewandelt, dass nicht Unterschiede bzw. Gemeinsamkeiten über die eigene Person, sondern über Hunde und Katzen generiert werden sollten. In diesem Fall zeigten sich keine Leistungsunterschiede in den beiden experimentellen Gruppen (Kühnen et al., 2001a).

Um auszuschließen, dass die gefundenen Effekte alternativ durch erhöhte Leistungsmotivation erklärbar sind, die möglicherweise durch die Aktivierung autonomen Selbstwissens hervorgerufen worden sein könnte, wurde in einem

weiteren Versuch die Auswirkung des semantischen Primings auf die Leistung in einem Test untersucht, bei dem die Verwendung von kontextabhängigen Wissen von Vorteil ist. Hierzu wurde der Bild-Ergänzen-Subtest aus dem Hamburg-Wechsler-Intelligenz-Test für Erwachsene (HAWIE-R; Tewes, 1994) in eine paper-pencil-Version abgewandelt. Die Aufgabe der Versuchspersonen besteht darin, in insgesamt 16 Bildern jeweils eine fehlende Information zu identifizieren (z.B. der fehlende Schatten eines Mannes). Dies gelingt in dem Maße umso besser, wie die Versuchsperson die übrigen Bildinformation (Sonne, Baum mit Schatten) zueinander in Beziehung setzt. Tatsächlich zeigte sich, dass nach experimenteller Aktivierung von sozialem Selbstwissen durch das Gemeinsamkeits-Priming von Trafimow et al. (1997) die Leistung in diesem Test höher war als nach Aktivierung von autonomem Selbstwissen durch das Unterschieds-Priming (Kühnen et al., 2001a). Vergleicht man die Leistungen von chronisch independenten bzw. interdependenten Personen in diesem Test miteinander, so ergibt sich entsprechend, dass interdependente bessere Leistungen erbringen als independente (Roeder & Hannover, 2002).

Vor dem Hintergrund der bereits vorhandenen empirischen Belege für den semantischen Mechanismus und den Belegen für den prozeduralen Mechanismus (Hannover & Kühnen, 2002) ist davon auszugehen, dass die Verwendung von sozialem bzw. autonomem Selbstwissen mit dem jeweils korrespondierenden Informationsverarbeitungsstil systematisch assoziiert ist.

Zusammengefasst wurde in diesem Kapitel das Selbst als Gedächtnisrepräsentation definiert, deren jeweils aktivierte Inhalte im Arbeitsselbst das Denken, Fühlen und Handeln der Person beeinflussen. Abgeleitet aus Kulturunterschieden wurden zwei grundsätzlich unterschiedliche Arten der Selbstkonstruktion beschrieben. Während die independente Selbstkonstruktion durch die stärkere Verwendung von autonomem Selbstwissen und kontextunabhängiger Informationsverarbeitung charakterisiert ist, ist die interdependente Selbstkonstruktion durch die Dominanz sozialen Selbstwissens und kontextabhängiger Informationsverarbeitung gekennzeichnet.

Personen unterscheiden sich in ihrer Selbstkonstruktion abhängig von den Bedingungen, unter denen sie sozialisiert wurden. So ist die Selbstkonstruktion von Angehörigen aus kollektivistischen Kulturen eher interdependent, während diejenige von Angehörigen individualistischer Kulturen eher independent ist. Unterschiede in der Art des chronisch verwendeten Selbstwissens ergeben sich auch zwischen

Angehörigen derselben Kultur. Obgleich in einer Person meist die eine oder andere Art des Selbstwissens chronisch dominiert, kann situational jeweils auch die andere Art von Selbstwissen aktiviert werden.

Die Art des jeweils im Arbeitsselbst zugänglichen Selbstwissens beeinflusst die Aufnahme und Verarbeitung neuer Informationen auf zweifache Art. Einerseits werden neue Informationen an das aktivierte Selbstwissen assimiliert (autonom vs. sozial), andererseits ist mit dem jeweiligen Selbstwissen ein entsprechender Informationsverarbeitungsstil (kontextunabhängig vs. kontextabhängig) assoziiert.